

Iris Wolff
Einladung ins Ungewisse

Wurzeln und Einbäume

THELEM



© Andreas Thies

Iris Wolff

EINLADUNG INS
UNGEWISSE

LUFTWURZELN UND
EINBÄUME

Chamisso-Preis & Poetikdozentur

THELEM

2024

Herausgegeben für die *Sächsische Akademie der Künste*
und *Bildung und Gesellschaft e.v.*
von Wolfgang Holler und Walter Schmitz

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche
Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the
Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

ISBN 978-3-95908-715-5

© der Texte: Iris Wolff

© für den Band: 2024 THELEM Universitätsverlag
und Buchhandlung GmbH und Co.KG
Dresden und München

Umschlagsgestaltung: Stine Wiemann unter Verwendung
von »wolken tegen blauwe lucht«, Abraham Teerlink
und einer Waldfotografie der Gestalterin

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Gesamtherstellung: THELEM

Inhalt

EINLADUNG INS UNGEWISSE	7
Das Streichholz	7
<i>Erste Vorlesung</i>	
Die Lichtung	30
<i>Zweite Vorlesung</i>	
LUFTWURZELN UND EINBÄUME	56
<i>Dankesrede zur Verleihung des Chamisso-Preises 2023 in Dresden</i>	
Zeittafel	70
Zu diesem Band	73

DAS STREICHHOLZ

Erste Vorlesung

Ich möchte Ihnen von einer Begebenheit aus meiner Kindheit erzählen, die ins Familiengedächtnis eingegangen ist. Es ist Sonntag, die Gemeinde feiert in der evangelischen Kirche des Dorfes Sendlak Gottesdienst, auf der einen Seite sitzen Männer, auf der anderen Frauen, die Bänke sind hellgrün; jenes Grün, das so typisch ist für die ganze Region, für eine ganze Epoche. Die Kirchendecke ist mit dunklen Sternen ausgemalt. Die Glöcknerin wartet an der Eingangstür, die Organistin auf der Empore, die Gottesdienstbesucher hören zu, räuspern sich, nehmen Gesangbücher in die Hände – Geräusche, die jeden Gottesdienst begleiten, die Stille grundieren. Der Pfarrer ist jung, gerade einmal Mitte zwanzig, hat dunkles, fast schwarzes Haar und einen Vollbart. Plötzlich ist lautes Hämmern an der Kirchentüre zu hören. Jemand trommelt mit den Fäusten gegen die Tür. Alle wenden sich um, der Pfarrer hält inne. Eine Kinderstimme verlangt den Vater. Die Klinke ist zu hoch; das Kind kann die Tür nicht aufstoßen.

Weder mein Vater noch meine Mutter erinnern sich daran, wer sich meiner angenommen hat. Jemand muss mich nach Hause gebracht haben. Meine Mutter war nicht in der Kirche, sie wurde sonntags

gern für verschiedene Arbeiten, etwa Telefondienst im Rathaus, eingespannt. Eine von zahlreichen Schikanen, die man sich für Leute, die nicht in der Partei waren, ausdachte. Niemand weiß, warum es mir in den Sinn kam, den Vater sprechen zu wollen, während er Gottesdienst hielt. Mein Vater sagt, er sei nicht verärgert gewesen, eher belustigt. Ebenso die Gemeinde. – Über die acht Jahre, die wir im Banat lebten, gibt es die wildesten Geschichten. Wie bei allen guten Geschichten darf man daran zweifeln, ob sie sich genau so zugetragen haben oder ob die Erinnerung mit der Zeit eine gewisse Würze hineingebracht hat. Mir ist es gleich. Mir waren die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Phantasie schon immer gleich, auch darüber will ich in dieser Poetikdozentur sprechen. Warum ich Ihnen von dieser Erinnerung erzähle? Ich glaube, dass Kunst immer mit Sehnsucht zu tun hat, vielleicht sogar Heimweh. Ein bestimmter Stil ist Ausdruck eines Lebensgefühls. Stil ist eben auch Klang, Gestimmtheit. Meine Kindheit im Banat und in Siebenbürgen ist getragen von einem Gefühl der unhinterfragbaren Zugehörigkeit, Verfügbarkeit, das ich so nie wieder gefunden habe, in keiner der zwölf Adressen, wo ich seither gewohnt habe. Alles war um meinetwillen da, und ich gehörte allem an. Diese Zugehörigkeit habe ich der Landschaft zu verdanken, der Dorfgemeinschaft und meinen Eltern. Mein Vater war als Pfarrer viel unterwegs, in Sitzungen und auf Besuchen, aber in meiner Erinnerung war er immer da; er gehörte nicht zu

jenen Vätern, die erst am Abend müde aus Fabrik oder Feld heimkehrten. Er nahm mich schon früh zu Besuchen mit, zum Konfirmationsunterricht, in andere Gemeinden. Meine Mutter wiederum konnte ich in den Kindergarten begleiten, wo sie als Erzieherin arbeitete; ein Kindergarten mit rumänischen und deutschen Gruppen, und den zeitweise auch Roma-Kinder besuchten. Das eigene Leben und das der Erwachsenen hatten Schnittmengen, waren aber keine Symbiose, immer war auch Abstand da, Unabhängigkeit. Wir lebten in einer in sich geschlossenen, in widrigen Umständen ausgehandelten Welt, in der es dennoch (oder gerade deshalb?) viel Zeit gab, Gemeinschaft. Die Türen unseres Hauses standen immer offen. Das ist nicht metaphorisch gemeint, es wurde nicht abgeschlossen, auch nicht in der Nacht.

Ich habe fünf Bücher geschrieben, alle führen nach Rumänien oder gehen von dort aus. Was zieht mich immer wieder in jene erste, verlorene Welt? Nostalgie ist es nicht, mangelnde Wertschätzung der jetzigen Welt auch nicht. Zuweilen gibt es Menschen, die fragen: »Warum schreiben Sie über Rumänien, Sie sind doch schon so lange hier?« Es gibt auch Menschen, die verlangen: »Schreiben Sie über etwas anderes.« Warum es für mich diese Trennung zwischen Hier und Dort, zwischen Damals und Heute nicht gibt, auch darüber will ich zu ihnen sprechen. Ich vermute, dass es jene Zugehörigkeit ist, die ich beschwöre; jene unbedingte Teilhabe an der Welt, der Natur, den Jahreszeiten, dem Licht, den

Tieren, den Gerüchen, den Geschichten. Ich bin mit dem Gefühl aufgewachsen, ich lebe in der Mitte der Welt. Südosteuropa ist noch heute für mich die Mitte, mit jenem Sprachengemisch, Religionsgemisch, mit dieser veränderlichen Landkarte, den willkürlich verschobenen Grenzen, die den Menschen mitunter mehrere Male im Leben eine neue Staatszugehörigkeit zuwiesen. Diese Welt war immer eine vorläufige, veränderte sich mit jeder Generation, wie sollte sie jemals auserzählt sein? So habe ich mir die Erlaubnis erteilt, schreibend dahin zurückzugehen, so lange ich will und so lange mir jemand dahin folgt. Weil ich die Mitte erfahren habe, kenne ich den Rand. Ich mag den Rand wie die Mitte, von beiden Orten aus kann man sehr gut sehen.

Wahrscheinlich wäre ich nicht Schriftstellerin geworden (wobei dies kein abgeschlossener Zustand ist), wenn es diesen Verlust nicht gegeben hätte. Siebenbürgen und das Banat bleiben unvergängliche, imaginierte Orte. Das Anwesende und Abwesende sind gleich viel wert. In der Antike war das *symbolon* ein Erkennungsmerkmal, mit dem zwei Parteien sicherstellen wollten, dass sie einander wiedererkannten. Dazu wurde ein Knochen, ein Tongegenstand, eine Münze in zwei Teile geteilt, und jeder der beiden Partner erhielt ein Bruchstück. Sah man sich wieder, konnten die Teile passend zusammengebracht werden. Ein Symbol ist ein Zeichen, das auf etwas nicht Wahrnehmbares verweist. Jedes Schriftzeichen, jedes Bildzeichen, auch die Religion, gründet auf dieser Annahme. Das Wahrnehmbare

verweist auf das, was nicht sichtbar ist. Weil die Fußspuren von Vögeln in Lehm aussahen wie Keilschrift, glaubten die Mesopotamier, dass sie die Gedanken der Götter lesen könnten, gelänge es, diese Zeichen zu entschlüsseln. Ich glaube an die Zeichenhaftigkeit der Welt. Bedeutung und Sinn entstehen, weil man sich in Beziehung setzt. Auch Lesen funktioniert so: es entstehen Verbindungen zwischen der Lektüre und mir, meinem Wissen, meinen Bildern. Auf ganz besondere Weise dann, wenn ein Text ins Unvollendete spielt, wenn er Lücken, Dunkelstellen hat und somit Platz lässt, für die Arbeit der Leserinnen und Leser. Es gibt das Anwesende und das Abwesende, das Zeichen und das, worauf es verweist. Aber es scheint, als würden wir in der Überbetonung des Materiellen, in unserem grenzenlosen Konsum und Wachstum, die geistige Welt vergessen. Was Literatur kann, ist uns an die andere Seite zu erinnern.

Ich war einmal zu einem Gespräch mit einem Politiker eingeladen, der in die Runde fragte, wann denn die Literatur auf die Herausforderungen der Gegenwart antworte. Ich frage mich: Warum sollte Literatur überhaupt auf politisch-gesellschaftliche Probleme antworten? Was wäre das für Literatur? Könnte nicht auch einmal Politik und Gesellschaft auf Literatur antworten? Aber dann müsste man den Wert von Kunst anders einschätzen, überhaupt an immaterielle Werte glauben, an die andere, unsichtbare Seite des *sýmbolon*. »This is not the time for poetry«¹ – mit diesen Worten wurde

2020 ein Interview mit der belarussischen Autorin Volha Hapeyeva in einem Internetportal abgelehnt. Die Lyrikerin setzt sich damit in ihrem Essay *Die Verteidigung der Poesie in Zeiten dauernden Exils* auseinander und fragt, ob nicht gerade Kunst ein Mittel des kritischen Denkens sei. Warum haftet der Poesie immer noch etwas Unseriöses, Verzichtbares an? Warum ist sie nur relevant, wenn sie im Dienst von etwas steht? Poesie ist keine Gegenwelt zur Wirklichkeit, sie ist auch keine Reaktion, sie ist nicht missionarisch, sie ist ein nie abgeschlossenes Gespräch mit anderen Büchern, Autorinnen und Autoren (lebenden und toten), sie ist eine Suchbewegung mit Mitteln der Sprache, sie ist an sich Wirklichkeit. Kunst geht in die Abstraktion, ebenso wie die Mathematik; sie ordnet das Chaos, von dem wir umgeben sind. Vielleicht ist sie sogar wahrer als die Wirklichkeit selbst.

Literatur verhandelt Möglichkeiten des Lebens. Milan Kundera schreibt in *Die Kunst des Romans*: »Der Roman ist das imaginäre Paradies der Individuen.«² Es sind einzelne Menschen, von denen erzählt wird, und es werden ihnen Perspektiven zugemutet, die den eigenen Erfahrungshorizont übersteigen. Dabei wird im besten Fall nicht generalisiert, und niemand ist alleinige Inhaberin von Wahrheit. Ein Roman zeigt die Komplexität des Lebens, er erforscht Möglichkeiten, nicht die sogenannte Realität – es ist erstaunlich, wie oft einem jemand mit der Wirklichkeit kommt. In schulmeisterlichem Ton wird angemahnt,

dass in der *Unschärfe der Welt* an jenem Tag kein Fischverkäufer hätte zugegen gewesen sein können, um Florentine ins nächste Krankenhaus zu bringen, und im übrigen sei es keine Nachrichtensprecherin gewesen, die Ceaușescus Verhaftung im Dezember 1989 kundgetan habe, sondern ein Sprecher. Dabei geht es um Deutungshoheit und um jene Lust, ein wenig schlauer dazustehen als der andere, die Genugtuung, die man zu empfinden imstande ist, wenn man jemand anderen zurechtweisen kann. Grundlegende geschichtliche Wahrheiten sollten auch Romane nicht verfälschen, zumindest nicht, ohne explizit darauf hinzuweisen. Doch allein die Gattungsbezeichnung »Roman« oder »Film« macht deutlich, dass wir uns im Reich der Phantasie befinden. Der Regisseur Quentin Tarantino rettet Sharon Tate in seinem Film *Once Upon a Time in Hollywood*; der Autor Michael Köhlmeier lässt die großen Fragen der Menschheit von dem gewitzten, schier unsterblichen Kater Matou beantworten; der Tuchhändler und Geschäftsreisende Gregor Samsa wacht eines Morgens als Käfer auf. »Literatur ist Erfindung«, stellt Vladimir Nabokov in seinen Literatur-Vorlesungen klar, »Romane sind Fiktion – etwas Vorgestelltes, Erdachtes. Eine Geschichte als wahr zu bezeichnen, ist eine Beleidigung für Kunst und Wahrheit zugleich.«³ Nabokov hatte großartige Einsichten für seine Studierenden parat. Er war davon überzeugt, Stil und Aufbau seien das Wesen eines Buches, »große Ideen sind großer Quatsch«.⁴

Er sagte, ein gutes Buch lese man weder mit dem Herzen, noch mit dem Gehirn, sondern mit der Wirbelsäule, also mit dem ganzen Körper, und dass Schreibende auch Zauberer sein müssten. Solche Übereinstimmungen sind beglückend. Vielleicht erinnern Sie sich an das letzte Kapitel meines Romans *Die Unschärfe der Welt*, das aus Livs Perspektive erzählt wird. Liv sagt darin: »Zaubern war zunächst einmal Handwerk. Dann war es Unterhaltung. Eigentlich war es Täuschen.«⁵

In der Literatur wird die Welt nicht erklärt – sie wird mir durch die Augen eines anderen gezeigt. Dabei bleibt die Erzählerin, der Erzähler sichtbar, wie rumänische Märchen augenzwinkernd zu Beginn klarstellen: »Es war einmal und ist doch nie geschehen.« Welterklärungen finden sich überall; Raum für eigene Deutungen bieten Geschichten, die keine eindeutigen Antworten geben und keine Gewissheiten verkünden. Poesie lässt Ambivalenz, Unsicherheit, Unschärfe zu. Ich mag eine gewisse Unschärfe. Mit dieser Vorliebe stehe ich in der Geschichte von Kunst und Literatur nicht alleine da. Marie Luise Kaschnitz berichtet in *Orte und Menschen* von einem Gespräch mit ihrem Augenarzt, in dem sie darlegt, warum sie ihre Brille nicht tragen will: »Mir gefällt das, sage ich, die Welt impressionistisch, ich bin auch eitel und nun schon daran gewöhnt. Wenn ich keine Brille aufhabe, sind die Menschen schöner, sie altern nicht, sie haben keine Krankheiten, vielleicht wissen Sie das gar nicht,

Doktor, und möchten es auch nicht kennenlernen. Sie wahrscheinlich lieben die Wirklichkeit, wollen alles genau sehen.«⁶ Brillen halten einen an der Oberfläche der Dinge, lenken den Blick unablässig auf Kleinigkeiten. Anfang des 20. Jahrhunderts gab es augenheilkundliche Ärzte, die die These vertraten, dass die *Myopie* die ideale Sehschärfe der Maler sei. Kurzsichtige würden ihre Umwelt ruhiger wahrnehmen, was zur Kontemplation und im weiteren zu Künstlertum disponiere.⁷ Sollten Sie kein *Myope* sein, und somit zum ständigen Wahrnehmen aller Einzelheiten verdammt, müssen Sie nicht verzweifeln – es lässt sich einiges dafür tun. Lange und mit unzureichender Beleuchtung lesen, den ganzen Tag auf den Computer starren, zur Freude Ihrer Kolleginnen und Freunde durchgängig Schriftgröße 8 benutzen. Unscharfes Sehen egalisiert die Dinge. Ist das nicht herrlich? In unserem Alltag sind wir gefragt, schnelle Antworten zu haben, ökonomisch-pragmatisch zu handeln; im täglichen Leben verlassen wir uns auf den Verstand, Logik und Eindeutigkeit. Weil wir Sicherheiten brauchen, übernehmen wir Dinge, die jenseits unserer eigenen Erfahrung liegen. Auf einer tieferen Ebene – denken wir an die Quantenphysik oder Kosmologie – scheint es Eindeutigkeit hingegen nicht zu geben, es gibt immer nur einen Grad der Gewissheit, eine Wahrscheinlichkeit. Schreibenden genügt die Wahrscheinlichkeit, die Möglichkeit, dass es sich so hätte zutragen können.

ZU DIESEM BAND

Die von der Sächsischen Akademie der Künste 2020 wieder aufgenommene Dresdner Chamisso-Poetikdozentur und der 2017 ebenfalls in Dresden auf Initiative des Vereins Bildung und Gesellschaft e. V. neu gestiftete Chamisso-Preis wurden 2023 zusammengeführt.

Mit Chamisso-Preis und Poetikdozentur 2023 ausgezeichnet wurde Iris Wolff. In diesem Band werden ihre Dankesrede zur Preisverleihung am 27. Oktober und ihre beiden Vorlesungen vom 27. und 29. November 2023 veröffentlicht.



C.H.BECK
STIFTUNG



Zudem erscheint in 2024

ÜBER Iris Wolff

Herausgegeben von Walter Schmitz

13x21,5, Softcover, 160 S.

Dresden: THELEM 2024

ISBN 978-3-95908-716-2

Der Band enthält die Dresdner Reden zu Chamisso-Preis und Poetikdozentur von Wolfgang Holler und Christian Lehnert sowie der Laudatio von Carsten Hueck, Gespräche von Axel Helbig und Christian Lehnert mit Iris Wolff sowie Studien zu ihrem Werk von Elin Nesje Vestli und Walter Schmitz.